



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Ästhetik des reinen Gefühls

Cohen, Hermann

1912

6. Die Liebe im Alten Testament (Die Liebe bei den Propheten - Die Sehnsucht in den Psalmen - Die Nähe Gottes - Das Hohe Lied)

urn:nbn:de:hbz:466:1-35764

Zuflucht suchte, so daß auf diesem Wege die Überleitung als eine Ableitung verständlich wird. Indessen wenn auch hier unerörtert bleiben soll, ob dem religiösen Gedanken und dem religiösen Gefühle durch dieses sexuelle Kolorit nicht eine unheilbare Schädigung für den Gedanken und für das Gefühl zugefügt worden ist, so haben wir uns darüber klar zu werden, daß das Lied, das lyrische Liebeslied in dieser religiösen Mischform nicht gedeihen konnte: in keinem Sinne konnte es so zur Reinheit gelangen. Klarheit der Motive ist die erste methodische Vorbedingung. Sie ist nirgends so unerläßlich, wie auf diesem Boden, auf dem Himmel und Hölle für das Menschenherz zusammenfließen.

6. Die Liebe im Alten Testament.

Nicht die Verbindung der Liebe mit der Religion überhaupt ist der Grundfehler. Die Poesie kann die sittliche Vorbedingung so lange der Religion entnehmen, wie sie im Anfange dem Mythos sie entnahm, als ethische Einsicht noch nicht die Reife der Poesie befördert hat. Hat doch die Religion auch ihrerseits die Universalität des Eros in der Gottesliebe und der Menschenliebe in sich aufgenommen. Es muß hier eine Eigenart in der Bibel des alten Bundes hervorgehoben werden.

Die Propheten haben ebenso nachdrücklich die Liebe, wie die Gerechtigkeit Gottes, zur Erkenntnis gebracht. Und die Liebe ist ihnen nicht allein als die milde, nachsichtige, vergebende Eigenschaft Gottes, durch welche sie, gleichwertig und gleichartig mit der Gerechtigkeit, das Wesen Gottes bestimmt, sondern sie wird ihnen auch zum Gleichnis für das Verhältnis Gottes zu Israel und dadurch zur messianischen Menschheit. Nicht allein wie ein Vater seinen Sohn liebt, nicht allein wie eine Mutter ihren Sohn tröstet, liebt Gott sein Volk und seine Menschheit, sondern auch wie der Bräutigam die Braut, wie der Gatte die Geliebte seiner Jugend. Ja auch den Scheidebrief gibt er Israel bei seiner Verwerfung. Es gibt kein Verhältnis der menschlichen, der sittlichen Liebesverfassung unter den Menschen, unter dem die

Propheten nicht den liebenden Gott besingen. „Ist mir denn ein teurer Sohn Ephraim und ein Schoßkind“? „Ich gedenke dir die Liebe deiner Jugend, die Liebe deiner Brautschafft, da du mir nachzogest in die Wüste“. So läßt *Jeremia* seinen Gott an Israel für seine Liebe zu ihm danken. Wie Gott in allen menschlichen Formen der Liebe liebt, so auch liebt der Mensch seinen Gott.

Es besteht auch hierin ein innerlicher Zusammenhang zwischen den Propheten und den *Psalmen*. Das *Gebet* dokumentiert diese Einheitlichkeit. Wir haben die *Sehnsucht* als den charakteristischen Affekt der reinen Liebe erkannt: in den *Psalmen* ist sie der Grundaffekt. „Meine Seele *sehnt* sich nach Gott“. In der ganzen Stufenleiter, der Himmelsleiter dieses Gefühls, wird die Sehnsucht beschrieben, von dem Aufschwung mit dem Flügelschlag einer Taube und der Erweckung der Morgenröte bis zum Brennen der Eingeweide und dem Benetzen der Lagerstätte mit den Tränen. Es gibt sicherlich keinen natürlich sinnlichen, keinen impulsiv heftigsten Ausdruck des Seelenschmerzes der Sehnsucht, den die *Psalmen* nicht anschlagen, indem sie die Seele Gott suchen lassen, und diesen Gott als den Schutz und die Zuflucht der Armen, derer, die gebeugten Herzens sind, der Demütigen, der Redlichen suchen. Dennoch fehlt jede leiseste Spur einer erotischen *Anwandlung* in dieser ganzen großen Dichtung der Liebe.

Es bedarf keiner Auseinandersetzung darüber, welcher psychologische Grund hierbei obwaltet. Die *Eindeutigkeit* des jüdischen *Monotheismus* hat diese *ästhetische Konsequenz*. „Nicht ein Mann ist Gott“. Wenn Gott als ein Vater gedacht wird, so ist dies durchaus nur ein Gleichnis, aber kein mythologischer Ursinn haftet ihm mehr an; nur *Poesie* ist Urheberin dieses Gedankens. Und wie Gott nur im poetischen Gleichnis liebt, so auch nur ist die Liebe des Menschen zu Gott nichts als Gleichnis, ohne jeglichen mythologischen Untergrund, in den sich sexuelle Mythologie wieder einschleichen könnte. Gott ist der Inbegriff der Sittlichkeit, der Hort der Gerechtigkeit, und der Fels der Vollkommenheit. Ihn lieben, heißt das Gute

lieben. Schon der Prophet *M i c h a* hatte die Züchtigkeit des Wandels vor Gott neben der Rechtspflege und der Wohltätigkeit gefordert. In dieser Bestimmtheit fordert der Psalm neben der Reinheit der Hände die Lauterkeit des Herzens, und er verabscheut die Buhlerei. „Bei den Buhlern dein Teil“, das ist etwa gleich mit dem, was anderwärts die Verdammnis in die Hölle bedeutet.

Die Liebe zu Gott ist hier keine Nacheiferung anderer Art als in den Wegen der Sittlichkeit. Die „Nähe Gottes“ bedeutet nicht ein mystisches Versenken, in dem Mensch und Gott zur Indifferenz kämen, sondern nur die Befestigung in der Frömmigkeit, das „Sitzen im Hause Gottes“, in den Vorhöfen seines Tempels in der Länge der Tage. Diese Liebe zu Gott ist klar, daher konnte sie immer keusch bleiben. Kein sündiger Trieb konnte sich unter ihren Falten verstecken.

Dabei wird Alles ausgesprochen, was das Herz und was den Geist bedrückt in diesem Verlangen nach Gott. Kein Zweifel an der göttlichen, an der gerechten Weltordnung wird verschwiegen. Dennoch bleibt unerschüttert die Zuversicht, welche Gott dem ihn suchenden Gemüte bedeutet. Daher kann dieses Verlangen der Liebe ohne Gefahr zur Sehnsucht werden. Nicht die Sehnsucht der Liebenden ist daher das herrschende Gleichnis, sondern die Unschuld der Tierwelt tritt in mythischer Urkraft hervor. „Wie der Hirsch sich sehnt nach Wasserbächen, so sehnt sich meine Seele nach dir, Gott“. Die Sehnsucht ist hier das Schmachten des Durstes, und das Wasser ist, ebenso wie das Brot, die Nahrung der Lehre und der Frömmigkeit. Das Element des Wassers in seiner Klarheit und das Gemeingefühl des Durstes, sie verbinden sich mit dem zarten Tier des Waldes.

Und in dieser Naturpoesie verwandelt sich nun auch, verschwistert sich die Sehnsucht mit dem Hoffen. Die Sehnsucht auf Gott verliert sich niemals in Verzweiflung; sie erfüllt sich in der Hoffnung. Die Hoffnung ist die Realität in der Sehnsucht der Liebe; sie befleckt die Keuschheit nicht.

Bekanntlich hat das *H o h e L i e d* die Auslegung der Kirche viel beschäftigt, und man könnte meinen, daß die unverblümete Erotik in diesem Lied der Lieder die eigentliche

Quelle des schlüpfrigen Liebesliedes wäre. Freilich ist die Zweischneidigkeit der Liebe vielleicht nirgend in so harter Schärfe gezückt worden, wie in ihm. „Hart, wie der Tod, ist die Liebe, gewaltig, wie die Unterwelt, die Eifersucht. Mächtige Wasser löschen nicht die Liebe, die Flamme Gottes.“ Dennoch ist ein Kontrast unverkennbar, der durch dieses Gedicht mit seinem zweifelhaften Stilcharakter hindurchgeht.

Einerseits ein Hirtengedicht, ein Zwiegespräch des Hirten mit seiner Geliebten, in aller Inbrunst der Liebe, mit allem plastischen Schmuck der Naturschönheit, in der Landschaft, wie im Antlitz und im Körper der Geliebten. Auch in der plastischen Beschreibung der Nacktheit werden die Grenzen der Keuschheit nicht verletzt. Aber der Hirtenzene wird andererseits das Zelt des Königs Salomo entgegengestellt. Und damit allein wird diesem Kontrast eine Kraft gegeben, die, wie ein Sturmwind, diese friedliche Stimmung durchfegt, und alle Spur einer Unkeuschheit hinwegtilgt.

Es ist gleichgültig für unsere Betrachtung, ob die historische Deutung, welche Graetz dem Hohen Liede gegeben hat, stichhaltig ist, oder nicht; jedenfalls ist dadurch der Kontrast zwischen dem Luxus des königlichen Lagers und der Hütte im Gurkenfeld lehrreich hervorgehoben. Welcher Abstand von dem Prachtbett jener Salomonischen Lagerstätte, welche von sechzig Helden umstanden ist, von dem Zedernholz ihres Gezimmers und von allen ihren Balsamdüften gegen das Zelt des Hirten und gegen die Hütte der Geliebten.

Wenn es nicht richtig sein sollte, daß in der Polemik gegen den dynastischen Überschwang im nationalen Patriotismus das Gedicht entstanden sei, so bleibt es charakteristisch für dieses große Werk der Liebesdichtung, daß in einem solchen unverkennbaren Kontraste sittlich politischen Charakters dieses zarteste, dieses innigste, dieses feurigste Liebeslied lebt und atmet. Die Liebe, wie die Propheten sie schildern, die Liebe Gottes, wie die Liebe zu Gott, wie die Psalmen sie besingen, das Hohe Lied bringt sie zu dieser großen Bestätigung. Die Erotik selbst dürfte niemals übertroffen worden sein,

wie das Hohe Lied sie aussingt; und doch bleibt nicht nur die Keuschheit unverletzt, sondern auch keine offene oder versteckte Beimischung zur Gottesliebe wird hier versucht. Die Schutzwehr dagegen ist klar aufgerichtet; sie besteht in der sittlich politischen Einsicht von der Differenz, welche die Menschenwelt spaltet, von dem Unterschiede zwischen Hütte und Palast. Wo diese politische Einsicht das sittliche Gefühl, die sittliche Gesinnung leitet, da ist die Gefahr bestanden, welche die religiöse Liebe in mystische Schlüpfrigkeit entgleiten lassen könnte.

7. Die Liebe im Zeitalter der Reformation.

Das Mittelalter hat die Askese mit der Frömmigkeit gleichgesetzt. Alle Anerkennung der Lebensgüter ist nur ein Zugeständnis, welches nur als Ausnahme das herrschende Prinzip durchbricht. An diesem Schwerpunkte der mittelalterlichen Weltanschauung verbünden sich Humanismus, Renaissance und Reformation einmütig gegen sie. Die Frucht dieses Bündnisses ist die Lyrik, als die innerlichste Blüte des neuen Weltgeistes. Die Geschlechtsliebe darf sich aussingen, und soll sich aussingen, wie jede Unterbindung dieses menschlichen Urgefühls das krasse Gegenteil der Sittlichkeit ist. Die Geschlechtsliebe soll sich aussingen; ohne ihren Sang kann die wahrhafte Poesie nicht lebendig werden. So wird die Lyrik zu einer Losung des neuen Weltalters. Nicht der Liebeswahn darf die Maske der Liebe annehmen; nicht als Eitelkeit darf der heilige Naturtrieb herabgewürdigt werden, und ebenso wenig als Sündhaftigkeit des Menschenherzens.

Hier bewährt sich die Kulturkraft der Poesie, wie sie eine verirrte Moral und Metaphysik, die durch eine soziale Unmoral beschönigt wurde, vor die Schranken ruft, verurteilt und entkräftet.

Als eine geschichtliche Vermutung werde hier die Ansicht ausgesprochen, daß durch die Psalmen die Regeneration des deutschen Volksliedes an-